

Eine lange Reise in die Arme eines fremden Mannes : aus Trotz und Ergebenheit: die Missionsbräute

Autor(en): **Zeller, Manuela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 1: **200 Jahre Basler Mission**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

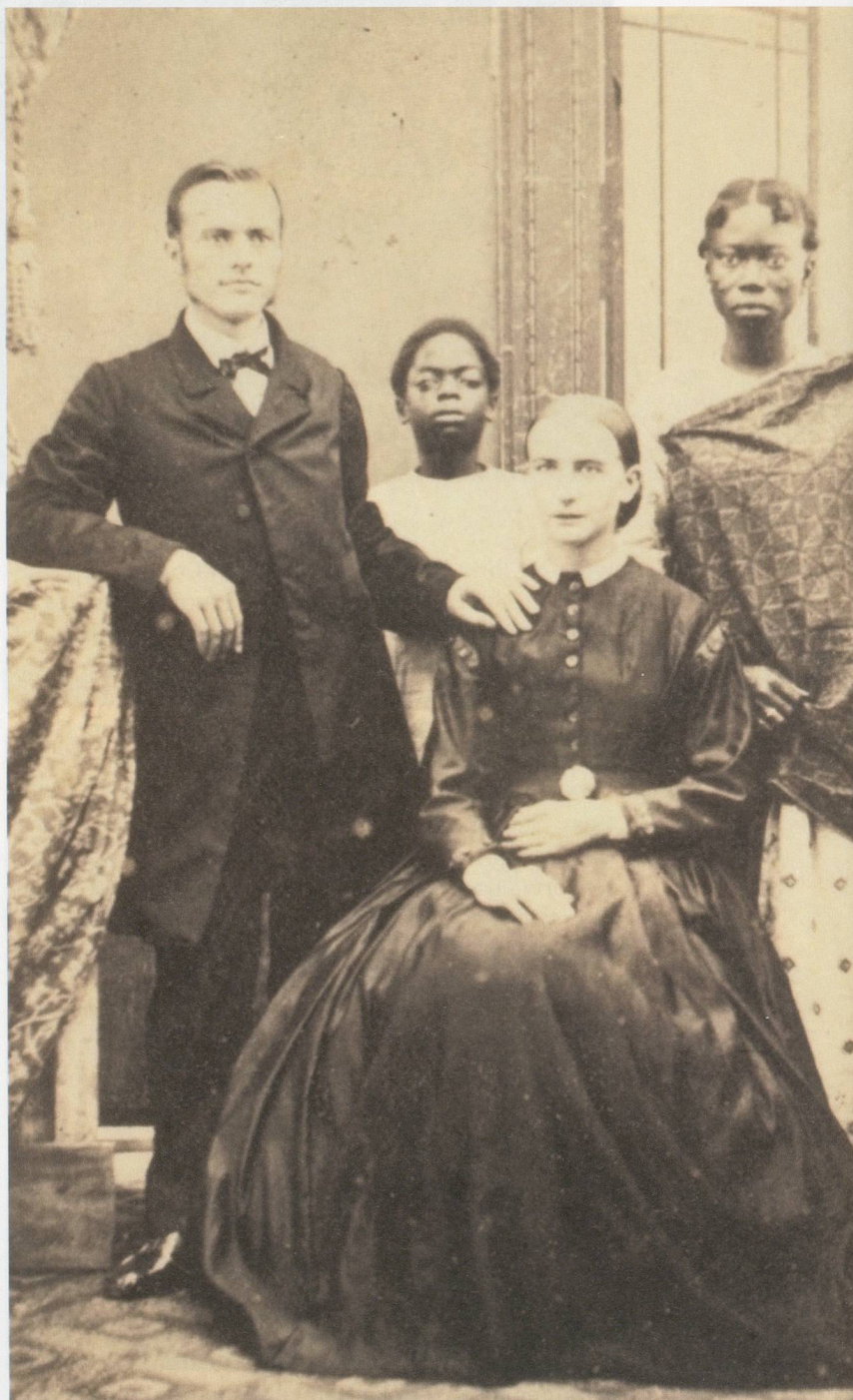
Aus Trotz und Ergebenheit: die Missionsbräute

[mz] Die Ethnologin Dagmar Konrad hat in ihrer Dissertation ein ganz besonderes Frauenschicksal untersucht. Jenes der «Missionsbräute». Dank ihrer extensiven Archivarbeit können wir uns heute ein Bild darüber machen, was es bedeutete, die Frau eines unbekanntem Missionars zu werden.

Über die sogenannte «Heiratsfrage» wurden im Komitee der Basler Mission zweifellos etliche Stirnen gerunzelt. Dürfen Missionare heiraten oder nicht? Sollen sie oder sollen sie nicht? Ein ausgesprochen unangenehmes Thema, oder wie es in einem Protokoll des Komitees formuliert wurde: eine «dunkle und schwierige Sache». Wie schön wäre es gewesen, hätte sich die Frage gar nicht erst gestellt, hätten die Basler Missionare, stationiert im «Heidenland», einfach freiwillig auf Frau und Familie verzichtet. Denn eine Frau an der Seite des Missionars, das konnte für das Mutterhaus problematisch sein. Würde sie den Mann von der «Arbeit in Gottes Weinberg» ablenken? Würde sie krank werden und teure Pflege in Anspruch nehmen? Und wie würden die Missionskinder in Asien oder Afrika zu einer standesgemässen Bildung und Ausbildung kommen?

Für die Missionare war die Sache klar: Sie wollten heiraten. Und sie begründeten ihren Wunsch «komiteegerecht»: Sie bräuchten dringend Entlastung im Haushalt. Es «sei eine zweckmässige Ernährung nur mit viel Zeitaufwand möglich», klagte einer. Ein anderer sehnte sich danach, dass die Braut endlich ankomme, um sich seiner dreckigen Wäsche anzunehmen: «Mit meiner Wasch stehts jetzt so, dass es höchste Zeit ist, dass eine Frau kommt.» Dass das Verlangen nach einer Weggefährtin, nach Wärme und Zuneigung, ebenfalls eine grosse Rolle spielte, liegt nahe. Entsprechende Gedanken den strengen Herren Vorgesetzten anzuvertrauen, wäre jedoch nicht angebracht gewesen. So oder so, das Bedürfnis nach Ehefrauen war gross und äusserte sich unter anderem in nicht genehmigten, «wilden» Ehen. 1873 sah man sich im Missionshaus schliesslich gezwungen, sich des ungeliebten Themas anzunehmen und verbindliche Regeln aufzustellen. 22 Jahre nach der Gründung der Basler Mission trat der «Verlobungsparagraph» in Kraft.

Jetzt endlich wurde den Missionaren die Ehe erlaubt – aber nur mit der Einwilligung des Komitees und erst nachdem sich der Missionar zwei Jahre lang bewährt hatte. Ausserdem stellte das vorgesetzte Gremium zahlreiche Bedingungen an die Zukünftige: Sie musste: «a) gesund sein, b) begabt, c) gebildet, d) haus-



wirtschaftlich», schrieb Pfarrer Weissmann 1930, «Die Hauptsache ist: geistliches Leben». Das war aber noch nicht alles, auch Demut, Sanftmut und Geduld wurden gefordert, neben einer ganzen Liste anderer erwünschter Eigenschaften.



**Die künftige Missionsfrau
sollte demütig, sanftmütig und
geduldig sein.**

Eine Partnerin zu finden war für die Missionare nicht einfach, denn sie befanden sich ja schon seit zwei Jahren in Afrika oder Asien, während die potenziellen Frauen in Basel oder im Württembergischen lebten. Ein Heimatbesuch zwecks Brautschau kam nicht infrage, der erste Urlaub wurde erst nach zehn Jahren Dienst gewährt. Und auch auf alte Bekanntschaften konnten die weitgereisten Diener Gottes nur sehr bedingt zurückgreifen, denn schon während der Zeit an der Basler Missionsschule war der engere Kontakt zu Frauen untersagt gewesen.

Die Missionare durften zwar durchaus eine Frau vorschlagen, eine, die sie mochten und kannten, oft fehlte es im Bekanntenkreis aber an Kandidatinnen. In dem Fall mussten sie die Auswahl wohl oder übel dem Komitee überlassen. Oft waren es bestandene Missionarsfrauen oder Missionswitwen, die sich im Auftrag des Abwesenden in pietistischen Kreisen nach geeigneten Partnerinnen umhörten, schreibt Dagmar Konrad in ihrem lesenswerten Buch. Wurde schliesslich ein – hoffentlich – demütiges, sanftmütiges, geduldiges Wesen von robuster Gesundheit gefunden, wurde die junge Frau überprüft, man könnte sagen: bespitzelt. Oft ohne ihr Wissen und natürlich auch ohne ihre Einwilligung, wurden Erkundungen über ihren Charakter, ihre Spiritualität, ihre Familienverhältnisse und ihre Gesundheit eingeholt und in einer Akte

festgehalten. Längst nicht jede genügte den Ansprüchen des Komitees. Scheitern konnte das Vorhaben an der schlechten Konstitution (krank sein war teuer), an mangelnder Bildung (die Missionare sollten «nach oben» heiraten) oder die Frau war ganz einfach nicht religiös genug.

**Ob die Auserwählten
überhaupt erwählt werden
wollten,
war eine andere Frage.**

Die Aussicht, einen Unbekannten zu heiraten und mit ihm Jahre oder Jahrzehnte auf einem anderen Kontinenten zu leben – die Lebenserwartung aufgrund tropischer Krankheiten war drastisch kürzer als zu Hause – löste bei den potenziellen Bräuten Angst aus. Aber auch eine Absage hatte Konsequenzen. Sie schädete dem Ruf der Familie, liess an der Frömmigkeit der Tochter zweifeln. So waren manche Frauen überhaupt nicht erfreut über das Angebot: «Erschrocken bin ich sehr und musste mich doch fragen: Warum schickt mir der liebe Gott diese harte Prüfung jetzt schon wieder über mich?!», schrieb Deborah Pfeleiderer, als man ihr erneut vorschlug, einen Missionar zu heiraten.

Sehr verlockend klingt das Angebot auch in unseren Ohren nicht. Und es mag erstaunen, dass sich zahlreiche Frauen auf den Handel einliessen: Während der Zeit der Basler Mission waren über 400 Missionarsfrauen aktiv, viele von ihnen lernten ihren Mann auf die oben beschriebene Art und Weise kennen. Was

sich frühzeitig, wenn nicht gar spätmittelalterlich anhört, fand seinen Anfang im Jahre 1837 und wurde immer noch praktiziert, als bereits die ersten Autos unterwegs waren. Es muss damals schon obsolet gewirkt haben: Noch bis 1913 war es den potenziellen Eheleuten verboten, überhaupt nur Korrespondenz zu führen, ehe die Frau nicht in die Ehe eingewilligt hatte.

Weshalb also willigten die jungen Frauen überhaupt ein? Um das Phänomen zu verstehen, ist es wichtig, sich der Perspektiven bürgerlicher Frauen im damaligen Basel bewusst zu werden. Die künftigen Missionsfrauen waren zu einem grossen Teil Töchter von Pfarrherren, Missionaren und Lehrern – also weder aus ganz armen noch aus sehr vermögenden Verhältnissen. Ihr vorgezeichneter Lebensweg war es, zu heiraten und einen Haushalt zu führen. Auf eine Heirat «aus Neigung», also eine Liebesheirat, konnten die Frauen auch dann nicht zählen, wenn sie in der Heimat blieben. Die Wahrscheinlichkeit, eine unglückliche Ehe zu führen, war hierzulande wohl nur unwesentlich kleiner als beim «Überraschungspartner» aus Übersee. Noch schlimmer dürfte die Perspektive gewesen sein, gar nicht heiraten zu können. Die Aussicht auf ein Dasein als «alte Jungfer», schlimmstenfalls im Haus von Verwandten als Magd dienen zu müssen, war nicht verlockend.

Somit bot das Leben als Missionsfrau den Unzufriedenen wenigstens die Möglichkeit, der Enge der Heimat zu entkommen und die Welt zu sehen. Im «Heidenland» warteten ungleich mehr Überraschungen als zu Hause. Mitunter schlechte, aber immerhin wurden die Karten neu gemischt, es gab Raum für Unvorhersehbares und die Möglichkeit, sich jenseits des heimischen Herds zu verwirklichen. Manche Missionsfrau konnte Aufgaben in der Missionsschule oder in einem Heim übernehmen, ja sogar eine Institution leiten – eine Chance für die Abenteuerlustigen und für die Mutigen, die im Gegenzug das Risiko eingingen, an einen ungeliebten Menschen gebunden zu sein, an tropischen Krankheiten zu leiden und physisch und psychisch an die eigenen Grenzen zu kommen.

Sophie Basewod zeigt mit dem Bericht über den Kaiserschnitt, den eine Krankenschwester und eine befreundete Missionsfrau an ihr vornahmen, welche Schrecken das Leben in Übersee bereithalten konnte: «Hilda hatte etwas auf dem Taschentuch: Äther. Nun, nachdem die Greta sagte, ich dürfe tüchtig schreiben, fing sie an [...] Endlich brachte sie zu ihrem grossen



Erstaunen ein lebendes Kind auf die Welt. Die ganze Zeit heulte ich laut und die Hilda half und die Greta sagte, sie wagte nicht die Hilda anzusehen, sonst hätte sie auch anfangen müssen. Bei ihr lief der Angstschweiss nur so herunter. Als sie den Kleinen brachten, wagte ich hinunter zu sehen und sah, wie die Eingeweide herauskamen.»

Gross war das Vertrauen, dass Gott den richtigen Weg bestimmen würde.

War die Abenteuerlust nicht gross genug, die Familie zu verlassen, dann vielleicht der Aufopferungswille. Das pietistische Umfeld war geprägt von Religiosität, Fatalismus und Gehorsam. «Der Heiland möge ein Hindernis in den Weg legen», flehte Catharina Vollmer, bevor sie in Indien einen Missionar heiratete. Der Heiland legte kein Hindernis in den Weg, Catharina Vollmer heiratete. Gottes Willen wahrzunehmen und sich unterzuordnen war das Ideal. Gottes Wille konnte durch Beten und inneres Nachforschen erkannt werden. Er konnte sich aber auch im Willen der Eltern oder des Komitees äussern. Der Einfluss der Oberhäupter aus Familie und Mission war gross. Und da es als Zeichen von Frömmigkeit galt, eigene Bedürfnisse zurückzustecken, konnte paradoxerweise genau diese Selbstaufgabe zum brennenden Wunsch werden. Erstaunlich ist die Hingabe, mit der manche Frauen dem unbekanntem Bräutigam schrieben. Gross war das Vertrauen, dass Gott den richtigen Weg bestimmen würde. Mit so viel Freude fügten sich manche in ihr Schicksal, dass man meinen könnte, sie hätten es sich selbst ausgesucht. So schreibt beispielsweise die Missionsbraut Emma Handmann: «Wenn ich nicht schlafen kann, von einer Seite auf die andere fliege,



dann denke ich heimwärts, aber doch, je näher ich nach Indien komme, noch viel mehr indienwärts und dann weiss ich mich vor Freude nicht zu fassen, dass ich nun bald in vier bis fünf Wochen in dieser meiner neuen Heimat ankommen und finden soll, was mir Gott der Herr gegeben aus lauter Gnade.»

Und auch der Briefwechsel zwischen Mark Hoch und Deborah Pfeleiderer ist bereits sehr herzlich, obschon sich die beiden Menschen noch nie gesehen hatten. Der künftige Ehemann schreibt: «So sinds vielleicht noch 24 Stunden, dass Du da bist, wohin Dein Herz sich sehnt, ach wie auch mein Herz sich dir entgegensehnt. Zum letzten Mal denn, ehe wir es wirklich tun können, sei, meine I. Deborah, recht innig und herzlich umarmt und geküsst von Deinem sich innigst auf dich freuenden Bräutigam Mark Hoch.»

So unterschiedlich und individuell die Biografien der Missionsbräute auch sind: Bei der Entscheidung, einen Missionar zu heiraten, spielten oft die zwei höchst gegensätzlichen Charaktereigenschaften eine Rolle: Selbstbestimmtheit und Fatalismus. Speziell bei jenen Missionsfrauen, die sich positiv zu ihrer Entscheidung äussern, ist es schwer nachzuvollziehen, ob sie ihre Entscheidung trafen, weil sie es wirklich wollten, oder ob sie sich vielmehr die Begeisterung erarbeiteten für ein Leben, das ihnen von der Gemeinde, der Familie oder der eigenen Religiosität auferlegt wurde. So unterschiedlich ihre Motive auch gewesen sein mögen, war die Konsequenz doch für alle dieselbe: eine lange, beschwerliche Reise auf einen anderen Kontinent, in die Arme eines fremden Mannes.

Zum Buch:

«Missionsbräute: Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission» von Dagmar Konrad ist als Dissertation an der Universität Marburg entstanden und 2001 in Buchform erschienen. Die Dissertation wurde mit dem Johannes-Brenz-Preis und dem Barbara-Künkelin-Preis ausgezeichnet und ist 2013 in der siebten Auflage erschienen. Für ihre Recherchen griff die Autorin oft auf das Material des umfangreichen Archivs der Basler Mission zurück.